

SLEWFOOT

Die Geschichte einer Hexe



B R O M

Aus dem Amerikanischen von Simona Turini

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe
SLEWFOOT: A Tale of Bewitchery
erschien 2021 im Verlag Tor Nightfire.
Copyright © 2021 by Gerald Brom
All artwork © 2021 by BROM

Einmalige Auflage Dezember 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Published by arrangement with Tor Publishing Group.
Dieses Werk wurde im Auftrag von Tom Doherty Associates
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover, vermittelt.
Titelbild und Illustrationen: BROM
Alle Rechte vorbehalten

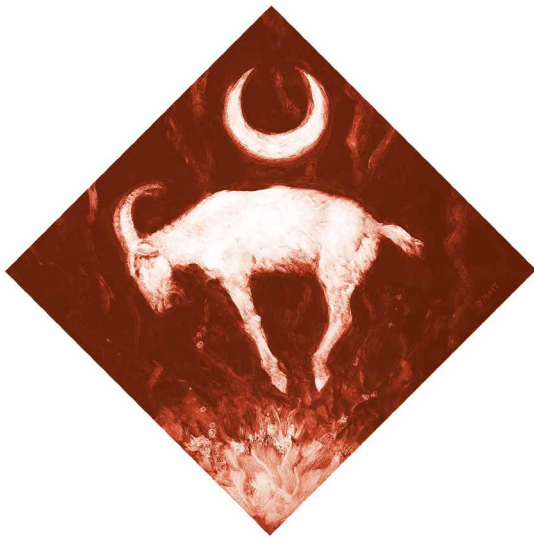


Dieses Werk widme ich meiner Mutter
Catherine Shirley Brom,
die immer sagte, dass ich es schaffe,
wenn alle sagten, ich schaffe es nicht.



*Wandelt achtsam durch diese geheiligten Steine,
wo der Teufel Slewfoot am 5. Oktober 1666
die Leben von 112 braven Bürgern
von Sutton Village beendete.
Möge Gott ihrer unsterblichen Seelen gnädig sein.*

Gedenktafel an den Ruinen
des alten Bethauses von Sutton.



KAPITEL 1

Die Neue Welt
Sutton, Connecticut, März 1666

E in Schatten in tiefster Dunkelheit.
Flüstern ...
Zwei Stimmen.

»Nein.«

Weiteres Geflüster – drängend.

»Ich höre euch nicht ... Ich kann euch nicht hören.

Die Toten hören nichts.«

Ein flüsternder Chor.

»Lasst mich.«

Du musst aufwachen.

»Nein. Ich bin tot, und tot werde ich bleiben.«

Du kannst dich nicht länger verstecken.

»Dort draußen gibt es nichts mehr für mich.«

Es gibt Blut.

»Nein ... es reicht. Ich bin fertig damit.«

Sie kommen.

»Lasst mich in Ruhe.«

Sie sind hier, stehen vor deiner Tür.

»Das kümmert mich nicht.«

Wir haben ein Geschenk für dich.

»Ich möchte nichts.«

Blut ... Rieche es.

»Nein, ich rieche gar nichts. Ich bin tot.«

Aber der Schatten konnte das Blut durchaus riechen, das ihn umgab, in ihn eindrang, ein Teil von ihm wurde. Und mit dem Blut kam der Hunger – erst nur ein Kribbeln, dann, als der Geruch die Luft sättigte, ein schmerzhaftes Reißen.

»Oh«, stöhnte der Schatten. »Süßes Blut.«

Der Schatten öffnete die Augen, schloss sie, öffnete sie erneut.

Dort im Staub lag ein vierbeiniges Tier. Es war kein Reh, es war überhaupt kein Tier, das er erkannte, sondern ein struppiges Vieh mit gespaltenen Hufen und dicken, gedrehten Hörnern. Sein Bauch war aufgerissen und die Gedärme quollen heraus, in seinen Augen flackerte es und sein Atem ging schnell und flach.

Der Schatten näherte sich dem Tier. Das Vieh fixierte den Schatten mit wildem Blick und begann zu beben, dann zu blöken. Der Schatten ergötzte sich an

dessen Angst, schob sich immer näher und näher und steckte Schwaden wie aus Rauch in die warme Masse, um sowohl die Furcht als auch das Blut zu trinken.

Langsam nahm der Schatten Form an. Das Blut zeichnete Venen und Arterien nach, Knorpel, Knochen, Sehnen und Muskeln. Er leckte das Blut auf, dann – als er bemerkte, dass er Zähne hatte – biss er das Tier, vergrub seine Schnauze in den warmen Innereien, verschlang Fleisch und Knochen gleichermaßen. Plötzlich spürte der Schatten ein Pochen in seiner Brust, dann noch eines, und er zuckte erschrocken zusammen. Dann war da ein Herzschlag, der immer schneller wurde. Der Schatten, der nun nicht länger Schatten war, hob den Kopf und stieß ein lang gezogenes Heulen aus.

Gut, sagten die anderen.

»Gut«, sagte der Schatten, der jetzt eine Bestie war. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten hörte er die eigene Stimme von den Höhlenwänden widerhallen.

Bist du noch hungrig?

»Ja.«

Willst du mehr Blut?

»Ja.«

Oben gibt es mehr.

Die Bestie blickte nach oben und entdeckte einen Lichtschimmer am Ende eines langen, schroffen Schachts.

Wie lautet dein Name?, fragten die anderen.

»Das weiß ich nicht mehr«, antwortete die Bestie.

Es wird dir einfallen. Oh, es wird dir einfallen ... und ihnen auch.



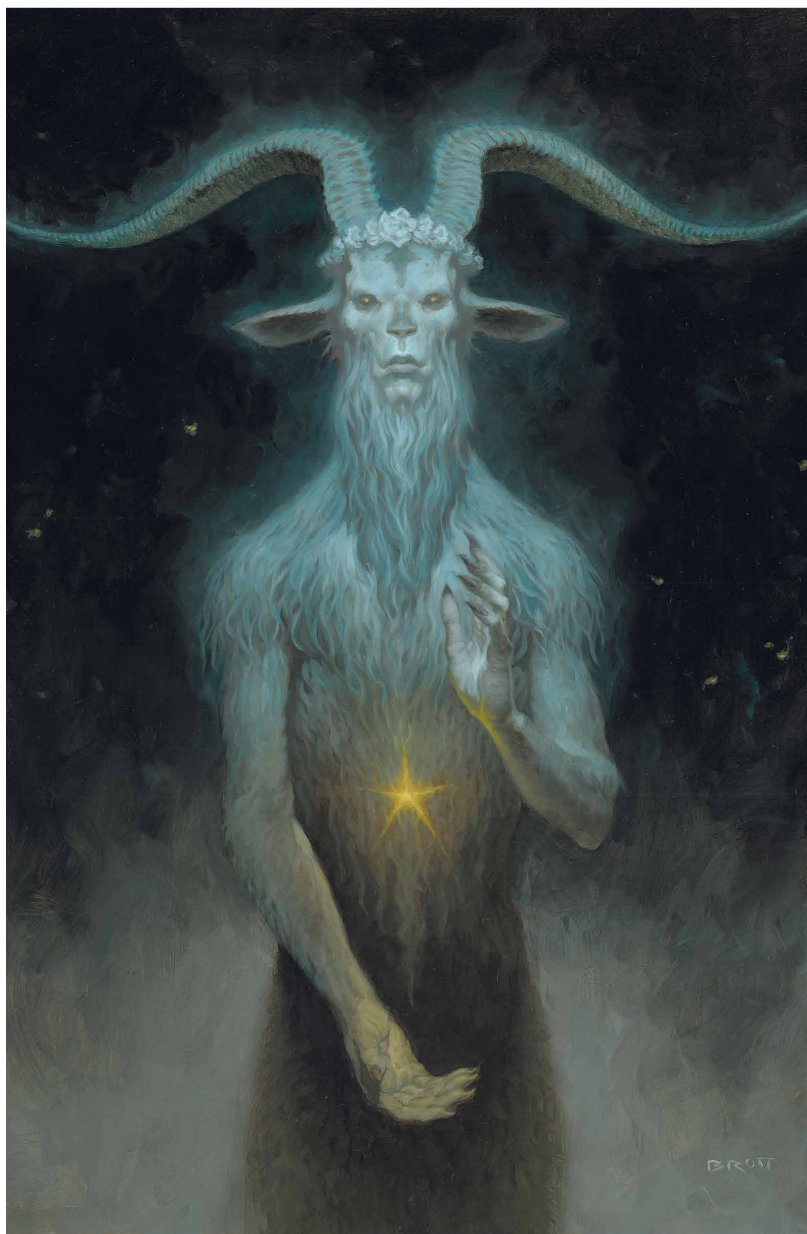
»Samson!«, rief Abitha und bemühte sich, die Panik in ihrer Stimme zu unterdrücken.

Hastig folgte sie den Spuren gegabelter Hufe, die sich durch die Bündel aus getrockneten Maisstängeln wanden. Da sie das Tier vor nicht einmal einer Stunde gesehen hatte, nahm sie an, dass der Ziegenbock nicht weit sein konnte. Am Rand des Feldes hielt sie an und suchte den dichten Wald Connecticuts ab. Obwohl sämtliche Blätter jetzt, mitten im Winter, auf dem kalten Boden lagen, schluckten die Bäume das Licht und erlaubten es kaum, mehr als 100 Schritt weit zu sehen.

»Samson«, rief sie erneut. »*Sam!*« Die kalte Luft machte ihre Worte zu Nebel.

Die dichten Wolken am Himmel würden dafür sorgen, dass bald die Dämmerung einsetzte. Wenn sie Samson bis Einbruch der Dunkelheit nicht fand, dann sicherlich die Wölfe oder einer der wilden Männer. Dennoch zögerte sie, wusste sie doch, wie leicht man diesen Wald betreten und nie wieder daraus auftauchen konnte. Sie blickte zur Hütte zurück und überlegte, die Flinte zu holen. Dann entschied sie, dass dafür keine Zeit blieb, holte tief Luft, raffte den Saum ihres grauen Wollrocks und begab sich in das düstere Labyrinth aus Bäumen.

Vorsichtig, um auf den halb getauten Blättern im Schlamm nicht auszurutschen, folgte sie den Spuren um eine Brombeerhecke herum und eine Böschung hinab. Die Ranken und Dornen zupften an ihrem Mantel und dem langen Rock. Ihre Haube blieb an einem Ast hängen und wurde ihr vom Kopf gezogen, sodass sich ihr langes kastanienbraunes Haar löste.



Sie griff nach der Haube, rutschte aus und stürzte den Hang hinab in eine sumpfige Schlucht.

»Zur Hölle!«, schrie Abitha, dann blickte sie sich verstohlen um. Hier draußen war niemand, aber die Vorsicht war ihr zur Gewohnheit geworden, wusste sie doch, was ihr blühte, sollte jemand aus der Sekte sie derart fluchen hören.

Sie packte einen Ast und wollte sich aufrappeln, aber der Ast brach, sodass sie auf Händen und Knien landete und der Schlamm ihr die Stiefel von den Füßen zog. »Sohn einer Dirne!«, rief sie, diesmal ohne Angst, dass jemand sie hören könnte.

Abitha spuckte einen Mundvoll Schlamm aus, begann, nach ihren Stiefeln zu graben, fand sie und zerrte sie aus dem Sumpf. Sie versuchte, den Matsch herauszuschütteln. Als das nicht funktionierte, kratzte sie ihn ab. Das harte Leder schmerzte an ihren halb gefrorenen Fingern. Als der Schmerz zu heftig wurde, hörte sie auf und presste die tauben Hände im Versuch, ein wenig Wärme zu finden, an ihre Brust.

»Samson«, rief sie und suchte den feuchten Sumpf ab, spähte in die endlose Wildnis und fragte sich, wie ein Londoner Mädchen bloß an so einem brutalen, erbarmungslosen Ort hatte enden können. Sie spürte das Brennen von Tränen und wischte sich mit den Handrücken über die Augen, wobei sie Schlamm auf ihren Wangen verschmierte. »Hör auf zu weinen. Du bist kein Kind mehr.«

Sie ließ das einen Moment wirken.

Nein, schon 20 im Frühjahr. Eine Frau ... und außerdem vermählt. Stirnrunzelnd zählte sie die Monate

und stellte fest, dass sie bereits seit fast zwei Jahren verheiratet war. Es fiel ihr schwer, all das zu akzeptieren – ein Ehemann, eine Farm, die Puritaner, besonders die Puritaner mit ihrer asketischen Lebensweise. Und das nach all der Zeit, die man sie hatte glauben lassen, sie würde einst als Dienstmädchen bei irgendeinem Herrn oder einer Herrin dienen. Sicherlich auch kein gutes Leben, aber zumindest müsste sie dann nicht jeden Winter aufs Neue fürchten zu verhungern. *Es kam anders, nicht wahr, Abi? O ja, dafür hat Vater gesorgt.*

Ihr Vater hatte von dem Kopfgeld gehört, das der König für Bräute für die Kolonisten ausgelobt hatte, und hatte seine Tochter für eine Handvoll Münzen an den Staat verkauft. Sie war ihrem Ehemann Edward Williams versprochen worden, bevor sie überhaupt die Gestade Englands verlassen hatte, mit gerade einmal 17 Jahren.

Als Lehrer hatte Abithas Vater darauf bestanden, dass sie gemeinsam mit ihren zwei jüngeren Brüdern das Lesen erlernte. So hatte Abitha das Schriftstück, das sie anpreisen sollte, ohne Probleme studieren können. Sie hatte es während der langen Reise immer wieder hervorgezogen, wenn sie lachen oder weinen wollte.

›Tugendhafte, gehorsame junge Frau, hübsch von Antlitz, wohlgeformte Figur, gut erzogen aus frommem, wohlgesittetem Hause.‹

Fromm fürwahr, hatte sie gedacht, *wenn es zählt, dass der Vater lieber trinkt, als Brot zu kaufen, und die Mutter das Fluchen als Kunst ansieht.* Und tugendhaft?

Nun, ignorierte man die Ausbrüche übler Flüche, das gelegentliche Stehlen und einen Hang zum Raufen, dann war sie wohl die geeignete Kandidatin, um in ein puritanisches Dorf einzuheiraten. Was »hübsch von Antlitz« anging, das hatte vorher noch niemals jemand über sie gesagt, nicht mit der vorwitzigen Nase, nicht mit dem Teint, der dunkel anlief, wenn sie sich aufregte und in der Kälte rot wurde. »Wohlgeformt« musste für den Mann, der dieses Pamphlet verfasst hatte, etwas anderes bedeuten als für sie, denn ihr wäre nie aufgefallen, dass sich jemand nach ihrer merkwürdigen Figur umschaute.

Der Humor verging ihr, als das Schiff den Hafen von New Haven erreichte. Während ihrer Reise kam sie immer mehr zu der Überzeugung, dass ihr zukünftiger Ehemann sie nach dem ersten Blick abweisen würde. Sollte Edward jedoch enttäuscht gewesen sein, sie war es ebenfalls. Zwar war er ein gut aussehender Mann, vielleicht sogar attraktiv, etwa zehn Jahre älter als sie und mit vollen, dunklen Locken, aber er hatte einen Buckel, der ihn zwang, vornübergebeugt zu gehen.

Was er von ihr dachte, wusste sie nicht, zumindest damals noch nicht, denn falls Edward wirklich enttäuscht war, ließ er es sich nicht anmerken – bei ihrer Ankunft begrüßte er sie mit einem schüchternen Lächeln. Dann, nach einem peinlichen Händedruck und einer kurzen, geschäftsmäßigen Vorstellung, nahm er ihre Tasche und führte sie zu seinem Eselskarren und in ihr neues Leben.

Und hier bin ich nun, dachte sie, kratze gefrorenen Matsch aus meinen Stiefeln und jage einen dämlichen Ziegenbock durch die dunkle Wildnis.

Ein fernes Heulen riss Abitha aus ihren Gedanken. Sie gab den Versuch auf, die Stiefel vom Matsch zu befreien, sondern zog sie rasch über und kämpfte sich auf die Füße. Ihr langer Rock war nun voller Schlamm und völlig durchnässt, sodass ihr das Gewicht das Gehen noch schwerer machte. Sie pflückte einen kräftigen Ast aus dem Matsch, um sich darauf abzustützen, und suchte erneut nach den Spuren, die sie auch schnell fand. Sie führten quer durch die Schlucht zu einer Ansammlung von Felsen, die aus dem Hang ragten.

Abitha musterte die dunklen Steine, die ihr verdächtig nach einem gigantischen, verfallenen Stamm aussahen, und fragte sich, ob das die versteinerten Überreste eines uralten Baumes sein mochten. Wie groß musste dieser Baum gewesen sein, um derart riesige Relikte zu hinterlassen? Dann bemerkte sie noch etwas – kleinere Steine, die aufrecht und in einem gleichmäßigen Kreis um den Stumpf herum angeordnet waren; sie zählte zwölf davon. Die Art ihrer Anordnung war merkwürdig, es war, als hätte sie ein längst verstorbener Riese dort aufgestellt.

Die Spuren der Hufe verschwanden in einer Öffnung an der Basis des versteinerten Stumpfes. Abitha erkannte, dass es sich um den Eingang zu einem Bau oder einer kleinen Höhle handelte, und näherte sich vorsichtig, aufmerksam nach Anzeichen für Bären oder Wölfe suchend. Aber die einzigen Spuren auf den feuchten Blättern waren die der Ziege.

Sie legte eine Hand auf den Überhang der Öffnung und spähte in die Höhle, in der sich nichts als Dunkelheit und Schatten fanden. Dennoch fühlte sie sich

unwohl, als würde sie beobachtet, und bedauerte, nicht die Flinte mitgenommen zu haben.

»Samson?«

Keine Reaktion, nur diese beunruhigende Dunkelheit.

»Verdammenswertes Vieh, warum bist du nur in dieses Loch gekrochen?« Jetzt kam es ihr seltsam vor, wie gerade die Spur verlaufen war, eine fast direkte Linie von der Scheune hierher, als wüsste die Ziege von der Höhle.

»Samson«, rief sie wieder.

Nichts.

»Samson! Komm da raus ... *sofort!* Lass mich ja nicht hinter dir herkommen!« Und leise flüsternd: »Bitte zwing mich nicht, da hineinzugehen.« Sie überlegte, zur Hütte zurückzukehren und gemeinsam mit Edward herzukommen, aber sie wusste nicht, wann er zu Hause sein würde – es konnte noch Stunden dauern. *Wir dürfen diesen Bock nicht verlieren*, dachte sie, denn sie wusste, was das Tier sie gekostet hatte. Eine weitere Erhöhung ihres Schuldenbergs. Aber mehr noch: Es war ihre eigene Schuld, war sie doch heute als Einzige im Ziegenpferch gewesen und hatte das Fehlen des Bocks erst bemerkt, als sie die beiden Geißen zum Abend melken wollte. Am meisten fürchtete sie Edwards Miene, wenn sie ihm gestand, was sie getan hatte, seine Enttäuschung über den Verlust. Nein, das würde sie nicht ertragen.

»Samson«, flehte sie. »*Bitte.*«

Nervös beugte sie sich vor, steckte den Kopf durch den Höhleneingang und wartete, bis sich ihre Augen an

die Dunkelheit gewöhnt hatten. Die Höhle war größer, als sie gedacht hatte, etwa so groß wie ein Fuhrwerk und mit einer niedrigen Decke. Sie tastete mit ihrem Stock nach dem Boden und trat ein.

»Samson«, rief sie. Ihre Worte hallten von den Wänden wider. Jetzt konnte sie etwas besser sehen und entdeckte eine weitere Kammer. *Nein*, dachte sie. *Da werde ich nicht reingehen. Auf keinen Fall gehe ich da rein.*

Ein leises Rascheln drang aus der Tiefe der Höhle, gefolgt von einem Schnauben wie von einer Ziege. Abitha spannte jeden Muskel an, bereit zu fliehen. »Wer ist da?«, rief sie und hob den Stock wie einen Speer. »Samson? Sag schon, bist du das?« Sie wartete, den Stock so fest umklammert, dass ihre Hände schmerzten. Als eine Minute ohne weitere Geräusche vergangen war, stieß sie den angehaltenen Atem aus. *Sei nicht so ein Angsthase*. Sie biss sich auf die Lippe und machte einen vorsichtigen Schritt, dann noch einen, und mit einem Mal stürzte sie.

Sie landete auf der Seite, schlug auf der Suche nach Halt wild um sich, während sie nach unten rutschte, krallte sich in den losen Dreck, um etwas, irgendetwas zu finden, das ihren Absturz bremsen mochte. Mit einer Hand packte sie einen hervorstehenden Stein, dann mit der anderen, und klammerte sich fest, während sie versuchte, mit den Füßen Halt zu finden. Sie keuchte auf, als ihr klar wurde, dass unter ihr kein Boden war, sondern nur ein dunkles Loch.

Abitha hing keuchend da und lauschte auf die Steine, die eine schiere Ewigkeit durch den Schacht fielen. Da

hörte sie es erneut, das Rascheln. Diesmal konnte sie es problemlos orten, es drang aus der Grube unter ihr. Erst jetzt verstand sie, was passiert war: Die Ziege war in die Grube gestürzt.

»Oh, du dummes Vieh«, sagte sie. »Du dummer, dummer Tollpatsch.« Bestimmt hatte sich der Bock den Hals gebrochen, oder den Rücken, und wenn dem so war, konnte man ihn nicht mehr für die Zucht verwenden, und melken konnte man einen Ziegenbock schließlich auch nicht. »Oh, ich mache Eintopf aus dir, du närrisches Biest. Wenn ich dich ...«

Sie verstummte.

Von unten drang ein neues Geräusch herauf.

Sie starrte in den dunklen Schacht.

Da war es wieder, und sie war sich absolut sicher, dass es nicht das Meckern der Ziege war, sondern ein Flüstern. Es klang nach Kindern. Die Worte verstand sie nicht – sie schienen eine andere Sprache zu sprechen. *Die Einheimischen*, dachte sie, aber nein, das hier war anders, denn sie hörte die Worte nicht nur, sie fühlte sie, als würden sie ihr unter die Haut kriechen. Ein Zittern durchlief ihren Körper und mit einem Mal verstand sie die Worte doch.

Lass los. Wir werden dich auffangen.

Abitha verdoppelte ihre Bemühungen zu flüchten, und kämpfte gegen das Gewicht ihres Rocks an.

Wieder erklang die Stimme – näher jetzt. Erneut spähte sie hinab, sah aber nichts, ihre Füße verschwanden in der schrecklichen Dunkelheit. Sie schaffte es, erst einen Ellbogen, dann ein Bein über den Rand der Grube zu schwingen. Dann rollte sie weg von dem Loch, erhob

sich auf die Knie, kroch, so schnell sie konnte, in Richtung des Ausgangs, in Richtung Tageslicht, stolperte, fiel – und spürte plötzlich, wie *etwas* sie berührte! Sie schrie auf, aber da war nichts.

»Lass mich in Ruhe!«, kreischte sie, kroch auf allen vieren aus der Höhle und stolperte den Hügel hinab. Wieder erhob sie sich auf die Knie, starrte zurück zu der Höhle, wartete darauf, dass es, was immer *es* sein mochte, ihr folgte.

»Du bist nicht echt«, flüsterte sie und schüttelte den Kopf. »Nicht echt!«

Als sie sich die Haare aus dem Gesicht strich, sah sie inmitten der trügerischen Schatten des Zwielichts einen gigantischen Baum, der über ihr aufragte, unvorstellbar hoch und massig, die Blätter blutrot. Sie konnte sich nicht rühren, konnte nicht einmal blinzeln. Schließlich hörte sie ihren Namen, erst weit entfernt, dann immer näher und lauter.

»Abitha!«

Abitha fuhr herum und sah Edward mit einer Laterne am anderen Ende des Sumpfes, seine gebeugte Silhouette zeichnete sich im schwindenden Tageslicht ab.

Sie schaute wieder zu dem Baum – er war weg, aber an seiner Stelle wuchs ein Schössling an der Spitze des riesigen Stumpfes. »Der war vorher noch nicht da«, flüsterte sie. *Nein, den hätte ich nicht übersehen. Nicht mit seinen roten Blättern.*

»Abitha!«

Sie rappelte sich hoch und rannte um den Stumpf herum zu Edward. Nie war sie so froh gewesen, ihren Mann zu sehen.

»Abitha. Was ...«

Er hob die Laterne und musterte sie von oben bis unten, die Augen riesig vor Bestürzung. Was musste sie auch für einen Anblick bieten, bedeckt von Dreck und Blättern, ohne ihre Haube, das nasse, schlammige Haar im Gesicht und – wie sie erst jetzt bemerkte – mit nur einem Stiefel.

»Du armes Mädchen, was ...«

»Ich habe ihn verloren, Edward«, sagte sie schnell, ihre Stimme brach. »Ich habe ihn verloren!«

»Wen? Wen verloren?«

»Unseren neuen Bock, Samson. Ich habe ihn verloren. Es tut mir leid.«

Er spähte in die Dunkelheit. »Wir werden ihn schon finden.«

»Nein, du hörst mir nicht zu. Samson ist tot. Er ist in ein Loch gefallen. Weg ... Er ist weg, Edward.« Sie sah in seiner Miene, dass er verstand, was das für sie bedeutete. Ohne den Bock, der ihre Geißen begattete, würden sie im Frühling keine Zicklein haben.

»Bist du sicher?«

»Ja. Edward, da ist eine Grube.« Ihre Stimme brach, als sie hinter sich zeigte. »Er ist dort unten. Es tut mir so schrecklich leid. Ich ... Ich ...«

Edward zog sie an sich und tat etwas, das er nicht oft tat – er umarmte sie. Die Umarmung war linkisch und väterlich wie all seine Versuche von Intimität, aber sie wusste, dass er sie nur trösten wollte.

Sie schob ihn von sich. »Edward, hast du nicht gehört? Ich habe Samson verloren. *Ich*. Du solltest böse sein. Du hast jedes Recht dazu.«

»Wir werden uns morgen darum kümmern«, sagte er. »Bei Tag. Wenn dies der Wille Gottes ist, dann ... müssen wir damit zurechtkommen.«

Heiße Tränen der Wut stiegen in ihr auf – Wut *über* Edward, Wut *für* Edward, denn er würde nicht die Geduld verlieren, nicht bei ihr; das tat er nie. Aber sie wünschte, das würde er, wünschte, er würde sie beschimpfen. Dann musste sie vielleicht nicht ganz so wütend auf sich selbst sein.

»Es war nicht Gott, der das Tor offen ließ«, schimpfte sie. »*Ich* war es. Das ist *mein* Werk. Wir können nicht unser Leben lang den Herrn beschuldigen. Das ist doch keine Art zu ...«

»Es reicht!«, sagte er mit plötzlich angespannter Stimme. Aber sie hörte die Zerbrechlichkeit nahe der Oberfläche und rief sich zur Ordnung. Sie durfte nicht zu sehr in ihn dringen, musste ihm den Raum lassen, die Dinge auf seine Art zu verarbeiten.

»Es reicht«, flüsterte Edward und wandte sich um, um den Hang hinaufzugehen. Er wirkte geschlagen und müde.

Abitha warf noch einen Blick auf die dunkle Höhle, dann folgte sie ihm.



Als sie die Hütte erreichten, sah Abitha einen weißen Hengst, der an der Scheune angebunden war. *O nein, nicht heute.*

Edward blieb stehen und einen Moment lang dachte Abitha, dass er umdrehen und weggehen würde.

Stattdessen atmete er tief durch und trat ein. Abitha folgte ihm.

Wallace, Edwards älterer Bruder, hatte die Füße auf den Tisch gelegt, an dem er saß. Beide Männer hatten lockige Haare, dunkle Augen und grüblerische Stirnen, aber da endeten die Ähnlichkeiten auch schon. Wallace schien all das zu sein, was sein Bruder nicht war – groß, breit, laut von Stimme und im Auftreten und mit einem kantigen Kiefer. Ein Kavalier nach jedermanns Beschreibung.

»Edward!«, rief Wallace mit dem Mund voller Schinken.

Abitha hatte den Tisch gedeckt, ehe sie in den Wald gegangen war, und Wallace hatte sich an einer der beiden kleinen Schinkenscheiben bedient. Abitha musste sich zurückhalten, ihn nicht anzuschreien, denn das war der letzte Rest ihres Pökelfleisches und es war nicht abzusehen, wann sie sich neues würden leisten können.

Wallace betrachtete den Schlamm an Abithas Kleidung und in ihrem Haar. »Will ich es wissen?«

»Wir haben eine Ziege verloren«, sagte Edward.

»Oh ... Verstehe«, gab Wallace zurück und nahm noch einen Bissen Schinken. »Das tut mir leid zu hören.« Er hielt das Stück Fleisch hoch. »Ich hoffe, es macht dir nichts aus, Bruder. Der Ritt hierher ist lang und ich hatte noch kein Abendessen.«

Du weißt ganz genau, dass es uns etwas ausmacht, dachte Abitha und sah ihren Ehemann in der Hoffnung an, er würde seinen Bruder zurechtweisen. *Lass ihm das nicht durchgehen, Edward. Sag ihm wenigstens, dass*

es höflich gewesen wäre, vorher zu fragen. Lass ihn ein Mal in deinem Leben nicht auf dir herumtrampeln.

»Oh«, sagte Edward. »Nun ... Ja, es ist gut, wenn man die Gaben des Herrn teilen kann.«

»Abitha«, sagte Wallace, »hol mir einen Schluck von Edwards süßem Honigmet. Ich muss meine Kehle befeuchten, denn es gibt Neuigkeiten.«

Abitha zögerte, denn sie war nicht in der Stimmung, sich von dem Mann herumkommandieren zu lassen, nicht heute, nicht in ihrem eigenen Haus. Aber das war nicht der einzige Grund; sie hatten kaum noch Met. Da der Winter sich dem Ende neigte, hatten sie fast gar keine Vorräte mehr, und der Mann an ihrem Tisch war daran nicht unschuldig.

Wallace wartete ab. Er wischte sich mit dem Ärmel das Fett von den Lippen und sah Edward an. »Stimmt was nicht mit ihr?«

»Abitha«, sagte Edward. »Hol Met.«

»Aber Edward, es ist nur noch ...«

»Abitha«, wiederholte er ernst.

»Edward, ich ...«

»Abitha!«, sagte Edward scharf. »Sofort!«

Wallace beobachtete den Wortwechsel mit einem amüsierten Grinsen. »Du hast so viel Geduld mit ihr, Bruder, du bist wahrlich ein nachsichtiger Mann. Manche sagen, zu nachsichtig. Ich will mich nicht in deinen Haushalt einmischen, aber eine feste Hand im Haus mag dieser da Ärger im Dorf ersparen. Dass du es weißt.«

Abitha errötete, wandte sich ab und ging zum Regal. Sie wusste nur zu gut, dass puritanische Frauen

gesehen, nicht gehört werden sollten. Dass sie unterwürfig und respektvoll zu sein hatten, und zwar *allen* Männern gegenüber, *immer*. Seit dem Tag ihrer Ankunft hatte man ihr das eingebläut und sie konnte liebend gern darauf verzichten, es ausgerechnet von Wallace erneut zu hören. Sie atmete tief durch, um sich zu beruhigen, öffnete den Schrank und nahm einen Krug Met heraus. Es war der letzte und er fühlte sich nahezu leer an. Sie nahm einen Becher, füllte ihn halb und stellte ihn schwungvoll vor Wallace ab.

»Man erkennt immer, wenn sie sauer ist«, sagte Wallace und grinste schief. »Das Gesicht wird so rot wie eine Erdbeere.«

»Du sagst, du hast Neuigkeiten?«, fragte Edward.

Wallace' Grinsen verschwand und er kippte den Met in einem Zug hinunter. »Edward, setz dich. Abitha, Met für Edward.«

Edward setzte sich an den Tisch und Abitha brachte ihm einen Becher und füllte ihn.

Wallace tippte gegen seinen Becher. »Noch ein bisschen.«

Abitha sah Edward an. Er nickte, also goss sie den letzten Rest Met ein, kaum genug, um den Boden von Wallace' Trinkgefäß zu bedecken.

Wallace war die Enttäuschung anzusehen.

»Es gibt nichts mehr«, sagte Abitha knapp. »Das war der letzte Rest.«

Wallace seufzte. »Aye, die Zeiten sind überall schwer.« Er hielt inne und suchte nach den richtigen Worten. »Edward, es sieht so aus, als steckten wir in der Zwickmühle.«

»Ach ja?«

Wallace räusperte sich. »Ich habe mir mit dem Tabak alle Mühe gegeben ... Jeder weiß das. Nicht wahr?«

»Nur Gott hat Kontrolle über das Wetter«, sagte Edward.

»Ja«, fuhr Wallace fort. »Genau. Ich habe keine Mühen gescheut, wie du weißt ... habe so viel Arbeit und Kosten gehabt, die richtige Pflanze zu besorgen, die neue Sweet Leaf, die so vielversprechend war. Ich habe alles richtig gemacht. Aber ja, du hast recht, ich kann nicht für Regen sorgen. Das ... kann nur der Herr.«

Oh, jetzt ist also das Wetter schuld?, dachte Abitha und gab sich alle Mühe, nicht spöttisch zu lachen. Das Wetter hat dich also dazu gebracht, es mit Tabak zu versuchen, nachdem dich so viele gewarnt haben, dass die Pflanze im Boden Suttons nicht gut gedeiht. Aber hast du auf sie gehört? Nein, denn du weißt es immer besser, Wallace. Besser als alle anderen.

Wallace war einen Moment lang still, die Miene gequält, als durchlebte er einen Albtraum. »Wie dem auch sei, ich bin nicht hier, um all das erneut durchzukauen. Die Saat ging nicht auf und das Unterfangen scheiterte. So ist es nun. Jetzt geht es um unsere Familie. Ich habe den Tabak für uns *alle* angebaut. Auch für dich und Abitha. Wie du weißt, hatte ich gehofft, dich beteiligen zu können ... das Ganze bis zu deinem Fleckchen hier draußen auszudehnen. Ich wollte Vaters Erbe ehren und alles, was er für uns tat, indem ich ein Familiengeschäft aufbaue.«

Er starrte Edward an, als erwartete er Zustimmung.

Edward nickte.

»Es scheint, diese Unternehmung hat uns in die erwähnte Zwickmühle gebracht.« Wallace hielt kurz inne. »Es scheint ... Es scheint, als müsste ich einen Kredit ablösen.«

»Einen Kredit? Aber ... ich dachte, du hättest mit Lord Mansfield als Partner gearbeitet?«

»Ja ... in gewisser Weise. Aber ... nun ja ... als die Kosten explodierten, verlangte er Sicherheiten.«

»Deine *Farm*? Wallace ... Das hast du nicht getan!«

Wallace blickte in seinen leeren Becher. »Nein ... Nein, das habe ich nicht getan. Ich würde niemals die Farm unseres Vaters riskieren.«

Edward wirkte erleichtert.

»Ich habe diese hier eingesetzt.«

Edward fuhr auf. »Diese hier? Du meinst, *meine* Farm? *Das hier?*«

Wallace nickte langsam.

Abitha hielt sich am Regal fest. »Was ... Was soll das heißen?«

Wallace warf ihr einen bösen Blick zu. »Halt dich da raus, Weib.«

Abitha biss sich auf die Zunge. Sie wusste, dass es Frauen streng verboten war, sich in Geschäftsangelegenheiten einzumischen. So lautete das Gesetz.

»Wallace«, sagte Edward. »Bitte erkläre mir das. Ich verstehe nicht.«

Wallace musterte ihn finster, sein Gesicht lief rot an. »Wie soll ich es denn noch deutlicher machen? Ich habe dieses Haus als Sicherheit versprochen. Es tut mir leid. Ich hätte nie gedacht, dass es so weit kommt.«

»Aber ... das *kannst* du nicht. Das Land gehört *mir*.«

»Bruder, so einfach ist es nicht und das weißt du genau.«

»Doch, das ist es. Wir ... Wir haben eine Abmachung. Ich habe alle Zahlungen pünktlich geleistet. Es fehlt nur noch eine Ernte.«

»Ich behaupte auch nicht, dass es gerecht ist. Was mit dem Tabak passiert ist, war auch nicht gerecht. Glaubst du, ich fühle mich deswegen nicht schrecklich? Was ich sage, ist, dass ich versuche, so gerecht zu sein, wie ich kann. Nicht nur zu dir, sondern zu uns allen.«

Seit wann bist du denn so um Gerechtigkeit besorgt, Wallace?, wollte Abitha fragen. War es gerecht, dass du beide Farmen geerbt hast, einfach weil du der älteste Sohn bist? War es gerecht, Edward zu zwingen, dir eine davon abzukaufen ... diese paar schäbigen Morgen mitten in der Wildnis? Und zu einem Preis, der uns ruiniert hat. 50 Scheffel Mais von jeder Ernte. 50! Mindestens zwei-, eher dreimal der eigentliche Wert des Grundstücks. War das gerecht?

»Aber hör zu«, fuhr Wallace fort. »Hör mich an; es ist nicht so finster, wie du vielleicht annimmst. Ich habe eine Einigung mit Lord Mansfield erzielt.«

»Was für eine Einigung?«

»Ihr könnt hierbleiben. Ihr müsst nicht gehen. Du leistest deine Zahlungen jetzt einfach an Mansfield anstatt an mich.«

»Also gebe ich meine letzte Zahlung an ihn?«

Wallace schüttelte traurig den Kopf. »Es gibt keine letzte Zahlung, kleiner Bruder. Das Grundstück gehört

jetzt Lord Mansfield. Du bestellst das Land und gibst ihm jedes Jahr die Hälfte der Ernte.«

»Wie ein Farmpächter«, sagte Abitha gepresst.

Wallace warf ihr einen vernichtenden Blick zu. »Edward, ich habe für dich gesprochen ... habe die Situation dargelegt. Lord Mansfield ist ein gerechter Mann. Er sagte, er wäre bereit, über Konditionen zu sprechen, die ermöglichen, dass du das Grundstück irgendwann besitzt.«

»Wie lange?«

Wallace zuckte die Achseln. »20 Jahre vielleicht.«

20 Jahre?, dachte Abitha. *20 Jahre! Edward, lass nicht zu, dass er uns das antut.*

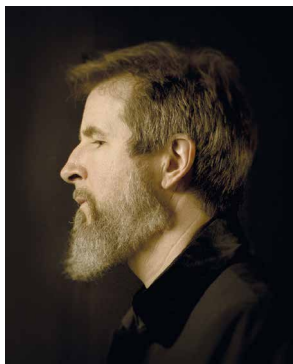
Edward sagte nichts, er starrte nur betrübt auf die Tischplatte.

»Wir haben Glück, dass er das macht. Ich habe mein Bestes getan. Wirklich.«

Abitha begann zu zittern und ballte die Hände zu Fäusten. *Edward, siehst du denn nicht, dass dieser Mann dich ausnutzt, dass er dich immerzu ausnutzt?* Aber sie wusste: Egal wie oft sie darauf hinwies, er merkte es nicht. Edward war unfähig, die wahren Absichten seiner Mitmenschen zu erkennen, was ihn leicht angreifbar machte, und sie musste hilflos zusehen, wie sein Bruder das immer wieder zu seinem Vorteil nutzte.

»Es muss eine andere Möglichkeit geben«, sagte Edward. »Vielleicht können wir, wir beide, von jeder Ernte ein bisschen mehr abgeben, um dir bei der Rückzahlung zu helfen.«

»Nein. Ich bin alles durchgegangen. Es ist der *einzig*e Weg.«



www.bromart.com

Gerald Brom wurde 1965 in Amerika geboren. Da sein Vater Pilot bei der US-Armee war, musste die Familie oft umziehen. So lernte BROM verschiedene Länder kennen. Er wohnte auch mehrere Jahre in Deutschland, wo er sein Abitur machte. Heute lebt er mit seiner Frau und zwei Söhnen in Seattle. Aufgewachsen in einer militärisch geprägten Umgebung, gewöhnte er sich daran, mit seinem Nachnamen angesprochen zu werden und signiert noch heute schlicht als BROM.

Als gefeierter Dark-Fantasy-Künstler hat er seine unverwechselbare Vision in alle Bereiche der Kreativindustrie einfließen lassen, von Romanen und Spielen bis hin zu Comics und Film.

BROM ist der preisgekrönte Bestsellerautor von *The Child Thief* (dt. *Der Kinderdieb*), *Krampus*, *Slewfoot* und weiteren fantastischen Romanen, die er natürlich auch alle selbst illustrierte.

Infos, Leseprobe & eBook:

www.Festa-Verlag.de